

blätter

DES
LANDFERMANN-BUNDES E. V.
DUISBURG
UND DER
KÖNIGSBERGER
FRIDERIZIANER



Charlottenburger Schloß, Zeichnung von Ch. Hacker, O 1
zu dem Bericht «Berliner Tagebuch»



OKTOBER 1960

Wer es unternimmt, eine Schrift herauszugeben, muß nicht nur genau wissen, was er will. Er muß sich auch Rechenschaft darüber geben, inwiefern er sein Tun verantworten kann. Davon ist auch der nicht dispensiert, der Informationen einer Vereinigung herausgibt oder redigiert. Gottlob haben die meisten dieser „Mitteilungen“ den Charakter einer Bierzeitung verloren, wenn sich auch jetzt noch viele damit begnügen, ihre Leser mit romantisch verklärten Rückerinnerungen zu amüsieren oder die unstillbare Lust am Anekdotischen oder bloß Pikanten zu befriedigen. Weiterhin sollten diese Informationen kein Tummelplatz pädagogischer Ehrgeizlinge sein. Fachwissenschaftliche Erörterungen gehören in zuständige Fachzeitschriften. Unsere Blätter wollen und sollen gerade dadurch ein Bindeglied zwischen der Schule und ihren Freunden sein, daß in allem, selbst in Statistiken, die Schule als diese unsere Schule hervortritt. Es wird also nicht verwundern, wenn wir eingehend darlegen, wie heute Unterricht gegeben und wie das besondere Bildungsgut eines jeden Faches vermittelt wird.

**Was
wir wollen
und
was nicht**

HERAUSGEBER UND REDAKTION

Die Professor Schumacher Stiftung

Die alten Schüler des Collegium Fridericianum (Königsberg) überraschten ihre Patenschule beim Festakt ihrer 400-Jahr-Feier mit der Professor-Schumacher-Stiftung, benannt nach seinem letzten hervorragenden Direktor. Unser Landfermannngymnasium freute sich hierüber um so mehr, als es nach der regen geldlichen Unterstützung des gemeinsamen Gefallenen-Ehrenmales durch die Friderizianer diese weitere wertvolle Gabe nicht erwartet hatte. Wir sind aber nicht nur über diese uns für eine wertvolle Aufgabe zufließenden Geldmittel glücklich, wir sehen in dieser Leistung vor allem das Bemühen der Friderizianer einmal um eine noch engere Verbindung der beiden durch gemeinsame Ideale verwandten Schulen und darüber hinaus um eine so notwendige Stärkung des nationalen Bewußtseins unserer heranwachsenden Generation. Bleibt das Bild des deutschen Ostens in unserer zu einer besonderen Verantwortung bestimmten Jugend

nicht lebendig, so wird sich die Jahrhunderte alte Verbindung zu einem alten deutschen Lande unweigerlich lösen. Die Opferbereitschaft der alten Friderizianer für ihre ostpreußische Heimat, die sich auch in dieser zu einer ständigen geldlichen Leistung zwingenden Stiftung offenbart, wird, so hoffen wir, auf unsere heutige Jugend auch in einem weiteren Sinne erzieherisch wirken, wenn sie bedenkt, daß es heimatvertriebene Menschen sind, die wirtschaftlich erst wieder Boden unter den Füßen gewinnen müssen und die trotzdem freudig die materielle Grundlage dieser Stiftung schaffen.

Durch die Mittel dieser Stiftung sollen jährlich wertvolle Schülerleistungen, die in Wort und Bild den deutschen Osten zum Thema haben, mit Preisen ausgezeichnet werden. Die Aufgaben werden der Oberstufe durch Fachlehrer gestellt. Ein Preisrichterkollegium, das sich aus Vertretern der Friderizianer und des Kollegiums des Landfermannngymnasiums zusammensetzt, entscheidet über die Verteilung der Preise, die in jedem Jahr am 18. Oktober, dem Gründungstage des Landfermannngymnasiums, in einer Veranstaltung der ganzen Schule den Preisträgern übergeben werden sollen. Diese Feierstunde, an der, so hoffen wir, recht viele Friderizianer teilnehmen werden, soll zugleich das lebendige Bild der verlorenen Gebiete im Osten unseres Vaterlandes für immer wachhalten.

DR. ZIMMERMANN, OBERSTUDIENDIREKTOR

Im September 1959 unternahm die O 1 b eine Studienfahrt nach Berlin. Die folgenden Aufzeichnungen spiegeln kaleidoskopartig Eindrücke, die Schüler in der geteilten Stadt gewannen.

In der Werkstatt der Geschichte

Berliner Tagebuch

Wissen und Erfahren

Helmstedt liegt hinter uns. Wir schauen auf die Uhr. Stunde um Stunde verrinnt. Wir wußten, daß jenseits der Elbe Deutschlands anderer Teil liegt. Aber Wissen und Erfahren sind nicht dasselbe. Erst indem wir im wahrsten Sinne des Wortes Kilometer um Kilometer deutscher Erde ERFAHREN², nimmt dieses brennende Problem von uns dinglich-spürbar Besitz und versperrt uns den Weg in die unverbindliche und oft nur künstliche nationale Erregung. Ein Blick über die Bahnsteige auf das graue Magdeburg und seinen glanzlos gewordenen Dom ist wie ein Blick in eine tiefe Wunde, der uns bis in unsere Träume verfolgt. Und das ist gut so.

Mondlandschaft

Auf dem Rückweg von der Ostberliner Museumsinsel gehen wir über Plätze und Straßen, von denen unsere Eltern erzählen, sie seien vor wenigen Jahrzehnten der Schnittpunkt der Welt gewesen. Jetzt starrt uns eine Mondlandschaft an: ein paar verummte Frauen und Kinder schaufeln Ruinenschutt auf einen Handwagen. Diese schweigenden Mauerreste gehen auf die Nerven. Als ein Anstreicher sich hier anschickte, die Welt am deutschen Wesen genesen zu lassen, soll Fritz von Unruh einmal geäußert haben, er sehe im Geiste, wie auf dem Potsdamer Platz einmal Schafe weiden würden. Wir haben keine Schafe gesehen. Aber die Vision ist bestürzend wahr. Hitler ist noch nicht historisch. Der Ausverkauf war zu groß und leichtsinnig. Wir sollten also nicht so erstaunt sein: Im Leben hat alles seinen Preis, und alles muß bezahlt werden.

Cave talpam

Das russische Ehrenmal in der Nähe des Brandenburger Tors liegt im Westsektor. Die zwei Wachsoldaten könnten aus der Mongolei stammen. Aber das stimmt weniger nachdenklich als etwas anderes: man erzählt uns, ein unterirdischer Gang führe von hier aus unter der Sektorengrenze hinweg nach Ostberlin. Vielleicht nur eine zufällige technische Einrich-

tung zur Beschleunigung der Wachablösung. Und doch: Wie viele unsichtbare Röhren durchlöchern vielleicht unseren Lebensraum, ohne daß wir etwas spüren?! Nicht alle Bedrohungen sind sichtbar und kommen von außen.

Dialogisierte Langeweile

In der Ostberliner Volksbühne hatten wir Karten für eine Macbethaufführung bestellt. „Wegen Erkrankung eines Hauptdarstellers“ wurde das Stück eines jungen Dramatikers aus einem der Ostblockstaaten eingesetzt. Es hieß: „So etwas nennt sich Liebe“ oder so ähnlich. Das versprach heitere Kurzweil. Aber nichts von alledem. Im Parkett viel Volkspolizei, die Damen erstaunlich gut angezogen. Stille. Kaum ein Geflüster. Dann das Stück. Vor einem Gericht, vor dem Tote und noch Lebende stehen, wird die Frage untersucht, ob in der marxistischen Gesellschaft noch Selbstmord aus enttäuschter Liebe sinnvoll und tragbar ist. Ein Lehrstück. Genauer: eine gequälte Montage von politischen Gemeinplätzen und Sentimentalitäten, viel Pausen, lustlose Schauspieler, bis der Schrei der aus einer aufschlagenden Abteiltür selbstmörderisch herausstürzenden enttäuschten Genossin die gähnende Langeweile und den Schlaf vieler Zuschauer beendete. Zögernder Beifall in den ersten Reihen zeigte an, daß das Stück nun wohl zu Ende sei. Keine Pfiffe. Wir verließen ratlos das Theater und trösteten uns nur mit dem Gedanken, daß Brecht der Anblick dieses jämmerlichen Aufgusses seines genialen Werks erspart blieb. Theater muß nicht „lukullisch“ sein, aber auch nicht eine Konkurrenz für Schlaftabletten.

Taten edelster Propaganda ...

Im Pavillon der Kunst Unter den Linden sind Werke des ungarischen Malers Sándor Ék ausgestellt, die man wohl als repräsentativ für marxistisches Kunstschaffen ansehen darf, da diese Ausstellung einer der Veranstaltungen zur Feier des zehnjährigen Bestehens der DDR ist. Wie ein Trauma zieht sich ein Thema durch das Schaffen dieses ehemaligen Schlossers: Erschießungen während der Zeit des „weißen Terrors“ (1919) und andere Grausamkeiten, frei nach Goya, Arbeiten, die der große Spanier nicht seinem letzten Gehilfen verziehen hätte. Die Hetzplakate, die den Weg der roten Revolution begleiten, wirken in ihren maßlosen Überzeichnungen teils abstoßend, teils lächerlich. Stille Bilder wie die „Lesende“ wären diskutabel, wenn man nicht unwillkürlich an den „bürgerlichen“ Vermeer van Delft dächte. Warum wir hier nicht von Kunst sprechen können, erklärt ungewollt die denkwürdige Einführung zum Katalog: „Dem Maler, dessen Arbeit dem Sieg einer von Ausbeutung freien Gesellschaft galt, lieferte die marxistisch-leninistische Ideologie den neuen Inhalt, verbunden mit jener Erkenntnis, daß an Stelle der l'art pour l'art-Schöngeisterei und des Her-

umexperimentierens mit Formen nunmehr Taten der edelsten Propaganda verrichtet werden müssen.“ Es müßte einmal untersucht werden, warum alle totalitären Staaten „wirklichkeitsgetreue“ Kunstwerke fordern. Kunst als ancilla rei publicae, Kunst, die plausibel ist und sofort eingeht. Kunst, die Sentimentale anspricht: den Verteidiger von „Blut und Boden“, den Sendungsgläubigen oder den Undifferenzierten. Kunst der Oberfläche für Oberflächliche. In der Westberliner „Galerie des 20. Jahrhunderts“ strahlt uns eine andere optische Welt an. Die Kerker des Gegenständlichen sind aufgesprengt, die Durchdringung der Oberfläche ist selbstverständliche Voraussetzung aller künstlerischen Erschließung der Welt. Leuchtende Farben und nie gesehene Formen spiegeln die Lust am schöpferischen Tun. Ein Blick hinaus auf die Propagandabilder vorbeifahrender ostzonaler Autos bringt uns aber zum Bewußtsein, daß dieser Raum der Freiheit kein selbstverständliches Geschenk ist. Archimedes wurde von einem unbekanntem plündernden Soldaten erschlagen, als er Zeichen in den Sand schrieb. Das darf sich nicht wiederholen. Oasen waren immer bedroht und müssen stets verteidigt werden.

Schneller, weiter, größer . . .

Wir besuchen die große Industrieausstellung am Funkturm. In der überwältigenden Fülle vollendeter Maschinen und Apparate beschleicht uns ein leichtes Unwohlsein: Leben wir — hinter dicken Schulmauern und über Homer gebeugt — nicht eigentlich an der Zeit vorbei? Wir klären diese quälende Frage, indem wir Keats' berühmtes Sonett „On first looking into Chapman's Homer“ interpretieren. Dieses Gedicht des frühverstorbenen genialen Arztes feiert in spürbarer Entdeckerfreude eine Landgewinnung. Aber das Sonett meint kein Goldfeld, kein Königreich und keine Insel, die auf dem Globus ihren unverrückbaren Platz haben. Der Dichter sieht erstmalig die Homer-Übersetzung Chapmans (1598—1615) und durch sie hindurch eine ungeheure geistige Landschaft, ein vielgestaltiges Relief von Menschen und Schicksalen. Am Rande der neuentdeckten Homerischen Welt fühlt er sich wie der Astronom, der einen neuen Planeten sieht, oder wie Cortés, der mit seinen Leuten in mühsam bezwungenem Jubel auf die ungeheure Weite des Pazifik hinabschaut. Aber Keats beneidet den Usurpator nicht, der verbittert starb und das Schuldkonto Europas erheblich vergrößerte. Cortés schrumpft zu einem winzigen Punkt im Gewebe der Zeit, dieser merkwürdigen Größe, die nicht die Zeit der Uhren ist, sondern die andere, nicht festlegbare, in der alles möglich scheint und die vor Wiederholungen nicht zurückschreckt. Diese Zeit der Wiederholungen gerinnt in der großen Dichtung zum dauernden Bestand, der niemals schrumpft oder veraltet. Die Aufschließung dieser in der künstlerischen Einbildungskraft geborenen Welten

ist keine Raumgewinnung im „modernen“ Sinn. Ein Vers ist „unbrauchbar“, wenn es darum geht, in den Philippinengraben hinabzutauchen oder ein Raketentriebwerk zu entwickeln. Eine Dichtung, die Wüsten als geistigen Ort des modernen Menschen erkennt, übersieht die Öllager, die darunter liegen mögen. Eine Dichtung oder eine Plastik sind nicht zweckgebunden und nicht unbedingt notwendiger „Bedarf“. Aber sie weisen über die Ränder der bloßen Notdurft hinaus und bezeugen immerfort, daß Dasein nicht nur Fristen oder Überleben des Stärkeren ist. Weiter gibt die Schule dem jungen Menschen im Hinweis auf den Raum der inneren Vorstellung Schlüssel in die Hand, die Tore zu geheimen Kammern öffnen, die keine Wände haben, geheime Formeln, die Arbeitsraum, Krankenzimmer und Gefängnisse ins Ungeahnte zu erweitern vermögen. Gefängnisse? Wir haben uns (schon wieder!) daran gewöhnt, daß es nur in Stefan Zweigs „Schachnovelle“ und bei Kafka Gefängnisse gibt. Und nur für K. K ist aber immer der andere. Wir sind die Zuschauer. Wie lange noch?

Endloses Provisorium?

In einem Lager am Stadtrand treffen wir mit Jugendlichen zusammen, die aus der Sowjetzone geflüchtet sind. Sie erklären ihren Schritt fast übereinstimmend so: Was soll ein Leben, wenn es nur Planerfüllung und Deckung der Notdurft ist? Das lohnt nicht. Sie erwarten von uns lebenswerte Zielsetzungen . . .

Das Lager spiegelt die besondere Situation der ganzen Stadt; als Provisorium eingerichtet, wartet es seit mehr als zehn Jahren darauf, endlich aufgelöst zu werden. Aber der Flüchtlingsstrom reißt nicht ab. Eine Krankenschwester äußert symptomatisch: Endlich einmal klarsehen, wieder normal leben. Man kann nicht ewig improvisieren. Das ermüdet. Als wir uns in der dämmernden Vorhalle von dieser Frau verabschiedeten, begriffen wir, daß die mitteleuropäische Frage letztlich ein Mosaik persönlicher Schicksale ist. Diese Frau hat nur ein Leben zu leben und möchte nicht nur anonymes Stoff sein, aus dem man Geschichte macht. Wir haben die Möglichkeit, sie und alle unsere Brüder und Schwestern drüben von dieser fatalen Vorstellung zu befreien, indem wir persönliche Kontakte aufnehmen oder verstärken und so Brücken von Mensch zu Mensch errichten, auf die es immer ankam und auch immer ankommen wird. Man sage nicht, das sei wenig vor so dunklen Horizonten. Wir sind heute pessimistischer als frühere Generationen, weil wir einfach mehr von dem sehen und hören, was um uns herum vorgeht. Wir sind besser informiert und müssen uns erst an den zunächst schockierenden Anblick des offen liegenden „Motors“ in der Werkstatt der Geschichte gewöhnen. Das ist nicht zuletzt eine Frage der stärkeren Nerven.

ZUSAMMENGESTELLT VON DR. HOFFMANN



Gewißheit dauerhaften Lichts . . .

Eindrücke von einer Griechenlandreise

Statt der im Prospekt verheißenen „einmaligen Sicht aus azurblauem Himmel auf die Alpen, Venedig und die Ostküste Italiens“ sahen wir uns nach der Zwischenlandung in München in dichte Wolken gehüllt, die als schwarze Fetzen an uns vorüberrasten. Wir wurden im Unwetter geschüttelt und unsere Nerven arg strapaziert. War das die Strafe der Götter, die nicht dulden wollten, daß sich jemand unvorbereitet ihren Heiligtümern nahte? Aber ich hatte doch fleißig Schulkenntnisse der griechischen Geschichte aufgefrischt, klassische Sagen repetiert und Reiseführer studiert!

Athen empfing uns mit Regen. Kein Landregen zwar, der tagelang anhält und aus grauem Himmel strömt. An einzelnen Stellen schimmerte verheißungsvoll schon blauer Himmel durch. Nur an etwa 29 Tagen im Jahr kennt Athen trüben Himmel. 79 Tage sind völlig wolkenlos; bei uns sind es nur 12 Tage, wie die Statistiker behaupten. Diese durchdringende Helle des „attischen Lichts“, die alles Verunklärende und allen Dunst aufzehrt, ist das für uns im wahrsten Wortsinn durchdringende Erlebnis, und wir begreifen, daß in diesem schlackenlosen Medium das geboren werden konnte, was wir Freiheit nennen: raumgreifende, sich kühn jedem Aspekt des Lebens stellende Energie. Hell, wach, nüchtern, elastisch. Hier beginnst du, brave new world! Hier sind wir wirklich „zu Hause“.

Die geographische Lage Athens ist unvergleichlich schön. Eingebettet in das weite Rund ansehnlicher Gebirgsmassive, liegt die Stadt im Schatten des beherrschenden Akropolishügels. In ihrer Mitte ein unmittelbares Nebeneinander von Jahrtausenden. Neben den Zeugnissen der klassischen Zeit finden wir Bauten der Römer, Byzantiner, Franken und Türken: ein kulturhistorisches Anschauungsmaterial wie kaum

sonstwo. Wir sagen „Athen“. Griechen, Franzosen und Engländer setzen den Namen in die Mehrzahl. Das scheint uns besser den kosmopolitischen Charakter dieser Stadt zu kennzeichnen, deren Substanz noch im verborgensten Winkel spürbar ist. Das Leben pulsiert in Straßen und Gassen. Auf den ersten Blick bemerken wir wenig von der Eleganz anderer Hauptstädte. Die Menschen sind einfach gekleidet, ältere Frauen — orientalisches anmutend — vielfach in dunkle Tücher gehüllt. Viele kommen vom Lande oder von den Inseln herüber, um ihre Besorgungen zu machen, und bewegen sich ohne Scheu in der Metropole. Armut gilt nirgendwo als Schande, wo mittelmeerische Kulturen zutiefst menschliche Lebensformen schufen. Ein Ladenschlußgesetz ist uninteressant, wo man noch dem natürlichen Rhythmus des Lebens folgt und sich nicht in den Gittern selbstgeschaffener Käfige abnutzt.

Aber Athen ist nicht über seiner großen Vergangenheit eingeschlafen. Es wird überall gebaut. Hohe Betonklötze und Glashäuser schießen aus dem Boden. Wovon leben die Griechen? Eine spärliche Industrie wird tatkräftig weiterentwickelt. Draußen vor der Stadt entstanden ein Zementwerk und eine Ölraffinerie, die die Klarheit attischen Lichts in das neblige Grau unserer Ruhrstädte verwandeln. Ein beträchtlicher Teil der nicht in Athen ansässigen Bevölkerung ist in der Landwirtschaft, im Weinbau und in der Fischerei tätig, Lebensbezirke, in denen die Welt Homers noch ungebrochen weiterlebt und wo uns Bilder von biblischer Einfachheit begegnen.



Ein neuer Beruf entstand in den letzten Jahren: Fremdenführerin. Auf unserer Fahrt über den Peloponnes führte uns eine Griechin, die neben ihrem griechischen Abitur noch das deutsche bestanden und dann Kunstgeschichte studiert hatte. Sie hielt die 24 Individuen der Reisegruppe fest zusammen und vermittelte ihr Wissen mit viel Charme und Überzeugungskraft. Wir begriffen plötzlich, daß ein großes Erbe — wenn es nicht leichtsinnig verschleudert wird — unverlierbar ist und auch in dieser jungen Frau lebendig fortwirkte. Dieses Mädchen, für das Geist und Kunst noch leben-

dige Urkräfte sind, für die zu leben lohnt, vor den merkwürdig kleinen, dumpfen und unerlösten Palastkammern Agamemnons in Mykenä, wo wenige Menschen hinter dicken Mauern Greuelthaten verübten: zwei Welten, die des Lichts und die des Dunkels, die des Vertrauens und die des Grauens. Die Griechin ging leichtfüßig über die abweisenden Steine, Zeugen brutaler Gewalt. Möge so immer der Geist über rohe Gewalten hinwegschreiten! Aber Mykenä ist nicht tot. Es hat nur andere Namen. Wir müssen auf der Hut

sein, damit die Akropolis — und nicht beklemmende Schächte — Symbol unseres Lebens bleibt.

So wurde die Besichtigungsreise ein unvergeßliches und plastisches Erlebnis. Die Vorbereitungen hatten sich gelohnt. Die Götter entließen uns in einem märchenhaft schönen Rückflug, diesmal mit der „Sicht aus azurblauem Himmel“. Der Prospekt der Fluggesellschaft hatte also nicht getrogen.

JOSEF RAUEN, DIREKTOR BEI MANNESMANN
UND VORSITZENDER DER SCHULPFLEGSCHAFT

Max Beckmann Selbstbildnis

(1944)

Beckmann hat sich — wie Dürer oder Rembrandt — immer wieder selbst porträtiert.

Während zu Dürers Zeit die künstlerische Betrachtungsweise noch rein dem objektiv gesehenen Gegenüber verpflichtet blieb und sich auf eine möglichst sachliche Wiedergabe der Umwelt beschränkte, prägte sich in der Folgezeit ein innerlicher, persönlich-subjektiver Zug in der Malerei aus. Rembrandts späte Selbstbildnisse lassen schon das Geheimnis einer unverwechselbaren Seele in der Wiedergabe des Körperlichen ahnen. Bei Beckmann schließlich ist das Porträt ganz Selbstanalyse, Klärung des rätselhaften, unbegreiflichen Ich geworden.

Die suggestive Wirkung dieses Selbstbildnisses beruht zunächst wohl auf seiner großflächigen Anlage und nächtlichen Schwärze. Mächtig breitet sich die Dunkelheit der Kleidung in der Fläche aus, geballt und kompakt, an keiner Stelle sich in Einzelheiten auflösend. Erst im maskenhaft starren Antlitz, im wuchtigen, kantigen Schädel, in den Händen, im Beiwerk scheint



sich das unverwechselbare Eigene zu entfalten. Der athletische Körper verschließt gleichsam das Bildviereck dem Betrachter. Der Raum wird durchdrungen und in die Bildebene gezwungen: der getigerte Sessel vorn, der gedrungene Körper darüber, der dunkel-rötliche Vorhang dahinter, der fahl leuchtende Grund der Wand als Raumabschluß stehen seltsam starr im Raum

gegeneinander. Ein Geist kräftiger schwarzer Linien gibt dem Bild Spannung und zugleich strukturelle Festigkeit.

Die Sprödeheit, die zurückstoßende und zugleich faszinierende Starre des Aufbaus, die ausgewogene Flächenaufteilung verleihen der Komposition eine eigentümliche Schönheit: das Bild gefällt erst auf den zweiten Blick. Diese herbe Schönheit wurzelt also letztlich in der formalen Klarheit und Strenge des Bildaufbaus. Die erhobene linke Hand steht wie zur Abwehr schräg im Raum, die andere fällt schlaff über die Sessellehne herab. Im Gesamtaufbau bemerken wir ein ähnliches Gefälle: das dunkle, den Raum versperrende Bildzentrum wird von bleichem Mondlicht umfaßt und so in seiner Wucht gemildert.

Dieses Porträt ist eines der gedämpften Werke Beckmanns. Düstere, erdfarbene bis bleiche Töne — die Braunskala in ihrer ganzen Ausdehnung — erzeugen einen spezifisch malerischen Eindruck. Doch erschöpft sich die Wirkung nicht ausschließlich in Hell-Dunkel-Effekten. Das Malerische wirkt mit dem graphischen Grundcharakter zusammen. Jede Form ist eindeutig umrissen.

Die rechte Gesichtshälfte durch das fahle Licht aufgehellte, sonst dunkel verschattet, starrt uns das Antlitz des Künstlers entgegen. Maskenhaft unbewegt, verschlossen und doch wie unter gewaltsamer Spannung verzerrt erscheint dieses mächtige und zugleich sensible Antlitz. Unter der massigen, gewölbten Stirn blicken aus schmalen Schlitzen stechende, schwarze Augen. Zwischen den hohen Backenknochen die schmale, gerade Nase, darunter ein in schrägen, kalten Linien gezogener schmallippiger Mund voll Unmut und Verbitterung.

Noch einleuchtender, noch zwingender wird die Überlegung, in diesem Porträt eine Abrechnung, eine Konfrontierung Beckmanns mit sich selbst zu suchen, im Vergleich mit einem frühen Doppelbildnis, das er 1909 gemalt hat und das den damals Vierundzwanzigjährigen mit seiner Frau zeigt. Helle, Zartheit, verhaltene Scheu und Lieblichkeit bestimmen den Charakter dieses frühen, in Mal- und Betrachtungsweise fast impressionistisch anmutenden Bildes. Das Gesicht des Mannes ist offen und klar. Er steht der Welt und seiner Zukunft erwartungsvoll und hoffend gegenüber.

Von diesem Gemälde und wenigen anderen Arbeiten abgesehen, kennt man Beckmanns frühe Werke nicht. Er hat sie vernichtet in dem Glauben, „diese reine, helle Melodie habe in seinem Dasein keinen Raum mehr“ (Brief an einen Freund).

Von der Unbefangenheit seiner Frühwerke führt Beckmanns Weg mit zwingender Notwendigkeit zu der einsamen, bewußten und düsteren Art seines späten Schaffens, die uns dieses Selbstbildnis von 1944 zeigt. Ein Jahr später endete der wahnwitzigste aller Kriege, der Beckmann in die Emigration getrieben hatte.

Hinter Verslossenheit und Ernst verrät das Gesicht dieses Menschen zugleich Trotz, Ingrim, Empörung, einen gequälten und zugleich verzweifelten Protest gegen seine Zeit.

Ist dieses Bild die Summe eines sechszigjährigen Lebenswerks, ist dieser schonungslose Blick in das eigene Spiegelbild die Bilanz eines Lebens?

Ein Zitat aus einer Vorlesung, gehalten am 21. Juli 1938 in London, gibt uns die Antwort: „Meine Kunst, jede Kunst ist schöpferisch um der Darstellung willen, nicht zur Unterhaltung. Es ist die Suche nach unserem Ich, die uns auf dem ewigen und niemals endenden Weg vorantreibt, den wir alle zurücklegen müssen. Meine Weise, mein Ich auszudrücken, ist die Malerei.“

In Beckmann findet sich eine jener seltenen Konstellationen von Charakter und Zeit, die den Kern des echten Künstlers zur Entfaltung bringt. Ein sensibler Mensch wird durch seine ungeheure Willensstärke gezwungen, mit hellstem Bewußtsein sich immer wieder von der Wirklichkeit anrühren, ja fast bis zum Selbstverlust bedrängen zu lassen. Dieser Charakter ist nur höchster Aufrichtigkeit fähig. Sein überwachtes Bewußtsein ist die Triebfeder seiner Malerei, die alles, selbst das Häßliche, aufspüren muß.

Man hat oft versucht, die persönliche Aussage Beckmanns in verallgemeinernde Schemata wie Realismus, Expressionismus, Verismus, ja Surrealismus (in seinen Triptychen) zu pressen. Vergeblich. Wie die Abwehr einer verwundeten Seele muten seine zuweilen grausigen, brutalen und deformierten Bilder an. Dieses angespannte Bewußtsein, sein zwanghafter Drang, alles zu registrieren, erinnert fast an den Aufschrei Hamlets: „Schreibtafeln her, ich muß mir's aufschreiben!“ Er stellt sich bewußt dem kreatürlichen Fiasko unseres Lebens. Ein bedeutender Teil seiner Malerei ist zu einer überdimensionalen Schreibtafel für das Elend seiner Epoche geworden. So hielt er in seinen alptraumhaften Visionen, in den Gebilden seiner Phantasie, im Sturm seiner Empfindungen das Bewußtsein wach. Er berauschte sich nicht, er zeichnete und malte, wie ein anderer tagheller Geist denkt und erkennt.

Er wagte es, der Katastrophe des modernen Menschen und der von ihm deformierten Welt ins Antlitz zu schauen. Er tat, was die eigentliche und größte Aufgabe des Künstlers bleibt: er registrierte und dokumentierte die Wirklichkeit, die er vorfand und deren schrittweise Paralyse er — wie vor ihm Munch und Ensor — vorausahnte. Diese neue Realität trat ihm im Grauen, in der Brutalität des modernen Vernichtungskrieges entgegen. Er nennt diese Kälte und Grausamkeit in einer Tagebuchaufzeichnung den „Eisgang“ des Lebens. Er sah das Chimärische seiner Zeit und enthüllte das Medusenhaupt des 20. Jahrhunderts. Aus seinen Werken spricht nicht mehr das bekennende Credo eines auf die Welt oder Gott vertrauenden

Menschen, vielmehr eine Nerven und Gemüt erschütternde Weltangst, eine Art Panik vor allem Sichtbaren und seinen Hintergründen; seine Bilder werden folgerichtig zu unheilverkündenden Masken der Wirklichkeit.

Nie ist Beckmann der Mode der Zeit, der Flucht vor dem erdrückenden Ansturm der Tatsachen in das unverbindliche Spiel mit erfundenen Formen verfallen. Nie werden seine Bilder wesen- und stofflos abstrakt. Der Einklang von Form und Gegenstand tritt als neues, wahres „Schönheitsideal“ an die Stelle jener glatten, gefälligen Oberflächenschönheit des Impressionismus, der die Abgründe des Lebens zudeckte. So bleibt der Maler stets bewahrt vor einem artistischen Selbstbetrug. In diesem Punkt zeigt Beckmann sich immer unerbittlich. Er verachtet jeden hedonistischen Wandschmuck, alles rein Dekorative, das sich für Kunst hält. „Die Kunst darf nicht als nur Formales, als Absolutum – l'art pour l'art – genommen werden; sie ist Funktion des menschlichen Lebens, oder sie ist nicht. Nur wer sich den Dämonien des Lebendigen aussetzt, ist Künstler“ (Zitat aus „Meine Theorie der Malerei“). So unmißverständlich lautet das Lebensgesetz Beckmanns.

Nicht vom Brot allein ...

Die evangelische Unterweisung an der höheren Schule

Die Evangelische Unterweisung entzieht sich nicht dem ihr von Gott auch erteilten Auftrag, an der Erziehung und Bildung der Jugend in verantwortlicher Weise teilzunehmen. Aber sie ist kein Fach unter vielen. Sie hat mehr zu leisten als bloß ein gutes Arbeitsstück pädagogischen Könnens, mehr zu bringen als bloßes christliches Wissen, mehr zu ertrachten als nur Erziehung und Bildung des jungen Menschen zu einer moralisch wertvollen und sozialetisch tüchtigen Persönlichkeit hin. Ihr besonderer Auftrag wird nur zu oft gründlich mißverstanden: sie ist letztlich total und wird sich daher nie an Teilsektoren verlieren. Sie ist nicht etwa nur Sittenunterricht oder „Stütze“ begrenzter Kulturkreise.

All das ist der EU grundsätzlich fremd, widerspricht dem besonderen Auftrag, den sie von Gott hat: Ver-

Freunde beschreiben ihn als einen einsamen und verschlossenen Menschen. Seine Bildwelt ist herb, vielleicht sogar bitter. Anmut im Sinne der Herderschen Definition des Griechischen: „Schönes Maß, in welchem Erhabenheit sich mit Leichtigkeit begegnet“ wird man bei ihm nicht suchen dürfen. Die Franzosen nennen ihn brutal und mögen ihn nicht. Vergleicht man Beckmann und Marc (beide sind fast gleichaltrig), so treten Beckmanns aggressive, männliche Züge deutlich hervor. Marcs Geschöpfe ruhen in gelöstem Einklang mit der Natur, während Beckmanns Wesen herausgeschleudert dastehen, jeder bergenden Hülle entrissen. Dämonie bricht zwischen den Dingen auf. Die Tiere Marcs atmen Unschuld, Beckmanns Figuren sind „unheilig“: späte Illustrationen zu Darwin.

Man kann für Beckmann nicht schwärmen. Für ihn gilt, was Albert Schweitzer über eine musikalische Gattung bei Bach sagt: „Eine ... ernste Welt, öd und starr, ohne Farbe, ohne Licht, ohne Bewegung liegt sie da, sie erfreut und zerstreut nicht, und dennoch kommt man nicht von ihr los.“ Beckmann ist der Haken im Fleisch unserer Selbstsicherheit. Es gibt ihrer nicht viele. Und das ist nicht gut.

CHRISTIAN SONNTAG (ABITURIENTIA 1960)

Folgender Aufsatz eröffnet eine Reihe von Untersuchungen, in denen Fachlehrer den Ort ihres besonderen Faches im Spannungsfeld der Gegenwart aufzeigen.

kündigung zu sein, Verkündigung der Offenbarung Gottes durch Jesus Christus. — Sie hat nichts anderes auszurichten, als Gottes Evangelium an die Jugend weiterzusagen und sie unter dies Evangelium zu weisen, damit die Jugend es höre und sich unter ihm für Gott oder gegen ihn entscheide: sie „bezeugt vor jungen Menschen das in Jesus Christus gegebene Heil und weist ihnen den Weg auf, als Glieder Seiner Kirche zu leben, sowohl als Person als auch als Glied aller Lebensgemeinschaften. Sie ruft auf zu Gehorsam und Glauben.“ (Richtlinien für den Unterricht in Evangelischer Unterweisung an höheren Schulen)

So gesehen kann und darf die EU niemals aus vollem Herzen teilhaben am Bildungsvorgang der Schule. Es gibt so gesehen auch letztlich keine harmonisierende

Synthese zwischen der EU und dem Ganzen des schulischen Strebens. EU ist wesensmäßig in der Schule überhaupt nicht daheim: sie hat ihre Heimat in der Kirche, in der Gemeinde Jesu Christi und geht in der Schule im Grunde einen recht einsamen Weg: den einsamen Weg, den Jesus Christus in der Welt auch ging und immer wieder geht.

Denn die heutige Welt ist mündig geworden und in ihr gerade auch die Schule. Wie der gegenwärtig lebende Menschenschlag gelernt hat, mit allen Lebensfragen (auch transzendierenden) selbst „fertig“ zu werden ohne die Zuhilfenahme der Arbeitshypothese Gott, so unterrichtet auch die heutige Schule — allen programmatischen und persönlichen Gegenbeteuerungen zum Trotz — durchweg ohne diese Arbeitshypothese: etsi Deus non daretur. Die moderne Schule ist in ihren Einzelfächern oft völlig desinteressiert an Gott, ist der religiösen Vormundschaft längst entwachsen, sie sieht Gottes Thron im leeren Raume leer. Darüber darf nicht geklagt werden, und gerade die sich recht begreifende EU kennt im Blick auf die anderen Fächer das Klagelied über das verlorene „Christliche“ nicht. Sie erkennt die Mündigkeit der „weltlichen“ Fächer bewußt an. Sie verlangt vom Deutschlehrer nicht, daß er die nichtchristliche Dichtung christlich abtaste, messe und verneine; sie verlangt vom Geschichtslehrer nicht, die Geschichte unter dem Evangelium zu deuten, vom Lehrer der alten Sprachen nicht, die adventlichen Züge, die in der antiken Geistesgeschichte begegnen, als Voroffenbarungen Gottes zu sehen und zu lehren, vom Naturwissenschaftler nicht, augenblicklich noch nicht erkannte Räume mit Gott (als einem Stück prolongierter Welt gleichsam) zu füllen. Die EU darf das gar nicht verlangen, sie darf es nicht einmal zulassen: hat doch Gott selbst in Jesus Christus die sich mündig gebärdende Welt radikal ernst genommen (und nimmt sie heute noch ernst), und zwar gerade darin, daß er sich von ihr herausdrängen ließ und läßt ans Golgatha-Kreuz. Ader gerade nun darum, daß Gott der Herr die Welt ohne die Arbeitshypothese Gott mündig leben läßt, ist er und bleibt er der Herr, vor dem diese mündige Welt letztlich nicht fliehen kann, vielmehr von ihm gestellt wird durch die plötzlich in die Mündigkeit hineingeworfene Verkündigung seiner großen Taten: Schöpfung, Erlösung und künftige Herrschaft. Diese Verkündigung hat in der mündigen Schulwelt die EU im Dienste Jesu Christi zu verrichten. Ein einsames Tun, oft unsäglich schwer: es geschieht vor einer Jugend, die von Elternhaus, Schule und Umwelt weitgehend gelernt hat, unansprechbar, ablehnend, verachtend, ja — und dies das Ärgste — sogar völlig gleichgültig der Botschaft Gottes entgegenzustehen, in aller Mündigkeit ein klares Nein vor Gottes Füße zu werfen. Aber mit der Kraft der Verheißung Gottes, daß sein Wort dennoch bleibt und wirkt und allem

Widerstand zum Trotz doch immer wieder zu sich ruft, muß EU sein. Wenn auch „etliches fiel auf den Weg, und die Leute zertraten es, etliches fiel unter die Dornen und wurde überwuchert, etliches fiel auf steinigem Boden und konnte nicht tief genug wurzeln“, so „fiel doch etliches auf gutes Land und brachte hundertfältige Frucht“.

LANGENSIEPEN, STUDIENRAT

Automation ohne Geheimnisse

*Bericht über die Ausstellung
in den naturwissenschaftlichen Räumen
während des Landfermann-Festes
1959*

Ohne übertreiben zu wollen, darf man heute feststellen, daß auch die Ausstellung in den naturwissenschaftlichen Räumen während des Landfermann-Festes 1959 ein Erfolg gewesen ist. Das auszusprechen berechtigen der rege Besuch, die vielseitiges Interesse verratenden Fragen der Besucher und die Bitte des Herausgebers der Landfermann-Informationen, Näheres über unsere Absichten bei der Zusammenstellung und Genaueres insbesondere über den Bau derjenigen Geräte zu berichten, die wir in der Abteilung Automation gezeigt haben.

Die erste Bitte wäre zur Genüge mit der Erklärung beantwortet, wir wollten einen Durchblick durch das naturwissenschaftliche Schaffen an unserem altsprachlichen Gymnasium geben. Mehr ist freilich mit folgendem gesagt: Der — für uns unerwartet große — Erfolg entsprang sicherlich zu einem Teil unserer Abneigung gegen eine bloße Schaufensterschau perfektionierter technischer Unterrichtsmittel, zum anderen dem Vorsatz, keine angekündigten Demonstrationsstunden vorzulegen. Wir wollten vielmehr alle Geräte unter Schülerhänden in Tätigkeit zeigen, weil einmal

diese Art des Arbeitens — Schülerübungen genannt — die bevorzugte moderne Unterrichtsmethode darstellt und weil wir glaubten, bei dem Hantieren der Schüler werde eher auch der letzte Zweifel an der Möglichkeit des Übermittelns und des Eingehens ausgeräumt werden, als wenn ein Routinier sein Metier vorführt.

Ich bin sicher, daß wir auf diese Weise unser erstes Ziel erreicht haben: die „Ehemaligen“ zum Vergleichen anzuregen; und noch sicherer dürfte sein, daß insbesondere im Schüler-Übungsraum bei den Vorführungen unserer Tertianer die Vergleichsergebnisse nicht zuungunsten der heutigen Methodik ausgefallen sind. Nun ist nicht zu leugnen, daß die bleibenden Eindrücke auf die Besucher gar nicht so sehr von diesem sich überall unauffällig vorschubenden Unterrichtsprinzip ausgegangen sind. Das mag noch verständlich erscheinen, weil nur wenige Menschen vom sinnfällig Gebotenen sofort zur hintergründigen Absicht voranschreiten wollen. Auf den ersten Blick völlig überraschend ist dagegen die Feststellung, die gedrängteste Besucherschar nicht da anzutreffen, wo Apparate und Versuche das Geschehen im und mit dem Atom mittelbar und unmittelbar unseren Sinnen zugänglich machten, sondern im Saal der reinen Anwendungen, wo die Technik mit ihrem jüngsten Kind, der Automation, in unsere Arbeitsgemeinschaften Eingang gefunden hatte. Vielleicht haben Sensationspresse und Schlagwort es vermocht, daß der Begriff Automation im Menschen einerseits Stolz auf die Leistungen seines Geistes auslöst, andererseits aber die geheime Furcht weckt, er könne durch Aufgabe seines geistigen Primats Diener seiner eigenen Geschöpfe werden. Wir können nicht abstreiten, daß auch wir bei unserer Tätigkeit an automatischen Geräten — zuerst häufig, später immer seltener — von diesen widerstrebenden Gefühlen ausgefüllt waren. Von diesem Gefühl frei und zu einem auf Wissen und Einsicht gegründeten sicheren Standpunkt zu gelangen, das waren ja die entscheidenden Gründe für die Wahl dieses Arbeitsthemas und der förderndste Leitgedanke bei der Arbeit selbst.

Bevor ich an die Beschreibung der einzelnen Apparate herantrete, seien zwei Bemerkungen gestattet. Die Idee zum Thema Automation ist nicht aus dem regulären Klassenunterricht herausgewachsen, und die Ausführungen liegen außerhalb des schulischen Arbeitsgebietes. Dieser Schritt in das Feld der rein technischen Anwendungen ist nur in den Arbeitsgemeinschaften der Prima sinnvoll und erfolgversprechend. Alle Geräte wurden im Selbstbau erstellt. Aber es lag weder in unserem Wollen noch in unserem Können, über das Grundsätzliche hinaus zu einer technischen Perfektion zu gelangen. Nachdem wir mit unserer Arbeit begonnen hatten, merkten wir erst, wieviel Zeit und unvoreingenommene Treue dazu gehörten, um die stets wiederkehrende Grundlage aller sich selbst steuernden Systeme: die Rückkopplung („feedback“

nennen es die Angelsachsen) in ihrer Allgemeingültigkeit zu erkennen und bei ihrer enormen Wandelbarkeit im Einzelfall herauszuschälen. Ob wir nun die Helligkeit von Lampen konstant halten oder die Größe oder den Farbton von serienmäßig hergestellten Stücken garantieren wollten, immer standen wir vor der Aufgabe, wie man einen Teil der Energie abzweigen kann, um im Falle der Abweichung der Maschine von ihrer Normalleistung oder bei einer Änderung der Umwelt den Gesamtfluß der Energie zu vergrößern oder zu drosseln. Je nach der Empfindlichkeit oder der Schnelligkeit, mit der die eingebauten Vorrichtungen Signale aufnehmen bzw. weiterleiten, hatten wir bei unserem Vorgehen zwei Stufen zu ersteigen: erstens die verhältnismäßig langsam und grob arbeitenden nur mechanischen Apparaturen, zweitens die überaus schnellen, aber sensiblen rein elektronischen. Der Thermostat sowie die Sortier- und Auswurfmaschine sind Beispiele für die erste Gruppe. Bei aller Unvollkommenheit, die jedem selbstgebauten Gerät anhaftet, darf man doch wohl schon hier einen doppelten Gewinn an Erkenntnis (bei Schülern und Besuchern) buchen. Zunächst: Die moderne Produktion stellt Anforderungen hinsichtlich Qualität und Kontrollmöglichkeit, die menschliches Unterscheidungsvermögen weit übersteigen. Sodann: Die Langsamkeit, mit der diese mechanische Steuerung arbeitet, ergibt den geeigneten Ansatzpunkt zu der Erkenntnis, daß automatische Reglersysteme wohl nur zum Teil in der modernen Industriegesellschaft eingeführt worden sind, weil man die ansteigenden Lohnkosten ausgleichen wollte, daß sie mehr der Notwendigkeit entsprangen, die auf Massenbedarf abgestellte Massenproduktion von Gütern gleicher Art und Güte sicherzustellen. Es ist dann nur noch ein kleiner Schritt zu der Einsicht, daß die Erzeugung dieser Massenfabrikate vielfach in einem solchen Tempo, bei so hohen Temperaturen und so riesigem Druck, in einer solchen chemischen Atmosphäre vor sich geht, daß sie sich einer Kontrolle durch den Menschen selbst entziehen.

Bei weiterem Vordringen in das Gebiet der Reglertechnik haben wir die langsamen mechanischen Mittler durch die schnellen, schwerelos arbeitenden elektronischen ersetzt. Es lag nahe, den Anwendungsbereich der mechanisch arbeitenden Sortiermaschine durch Hinzunahme einer Photozelle zu erweitern. So konnten auch Stücke, die nur durch Farbnuancen von der Norm abwichen, fein säuberlich von den übrigen getrennt werden. Für den bastelnden Primaner lag in dieser folgerichtigen Weiterentwicklung nun auch nichts mehr von einem Gedanken an eine geheimnisvoll wirkende Mystik, ebensowenig wie in dem für unsere Besucher so rätselhaften Klopfen des elektronischen Photometers.

Auch bei diesem Apparat wurden Gesetze der Elektrostatik mit den Eigenschaften einer Photozelle derartig

in Verbindung gebracht, daß der von der Norm abweichende Betrag der eingestrahnten Energie bis zu einer vom Erbauer vorher festgelegten Höhe gespeichert wird und nach Erreichung dieser Schranke unter Ablieferung des ganzen Vorrates das Maschinensystem schlagartig zur Ruhe bringt, ihm aber die Freiheit läßt, seinen Gang von vorne zu beginnen. Die Häufigkeit der Wiederholung selbsttätig aufzeichnen zu lassen und die Frequenz unserem Willen zu unterwerfen, ist dann nur noch ein selbstverständliches Fortschreiten auf dem einmal beschrittenen Wege.

Viel bestaunt hat man auch unsere kleine Maschine, der wir den Namen Elektronengehirn gegeben hatten. Trotz ihres — im Vergleich zu ihren großen Schwestern — sehr begrenzten Leistungsvermögens weist sie eine beachtliche Zahl recht erstaunlicher Fähigkeiten auf. Sie kann einfaches Multiplizieren und Dividieren ausführen, sie schaltet Motoren nach eingegebenem Programm, sie speichert Befehle und gibt sie zum rechten Zeitpunkt wieder heraus. Auf der Ausstellung demonstrierte sie ihre Geschicklichkeit, aus vielen getrennten Einzelangaben eine gewünschte Kombination auszulesen. Wohl bei keinem der vielen Besucher wird der Eindruck eines mystischen Geschehens geblieben sein; denn hier geschieht ja nichts anderes, als daß uralte, ewig gültige Naturgesetze für menschliche Absichten eingespannt werden. Nach dem oben geschilderten Rückkopplungsprinzip werden im Gleichschritt mit unscheinbaren, vom menschlichen Benutzer in sinnvoller Weise gesetzten Zeichen (hier schwarze Felder auf weißem Grund) der Maschine kleine Energiemengen entzogen und verstärkt in Kanäle (hier Lampen) geleitet, deren Weiten in geordneter Beziehung zu jenen Zeichen stehen. Hat der Zusammenfluß der Teilenergien die der gewollten Kombination entsprechende Größe erreicht, so bedeutet diese Menge ein Signal für einen anderen Maschinenteil, den ersten Informator, oben jene Karte mit den unscheinbaren Zeichen, aus der Maschine herauszunehmen.

Mit den bisher beschriebenen elektronischen Reglern haben wir einfache Vertreter der sogenannten Analogmaschinen vorgestellt, die die eine Gruppe unter den datenverarbeitenden Automaten bilden. Bei ihnen entspricht jeder zu fordernden Leistung ein physikalisches Analogon, wobei für die Art der Zuordnung vielfältige Möglichkeiten bestehen. Auch mit dem Bau von Vertretern der zweiten Gruppe, der sogenannten Digitalrechner, haben wir uns beschäftigt. Rechner heißen sie deshalb, weil sie ihre Informationen in Form von Zahlen aufnehmen, diese nach den Regeln der Arithmetik verarbeiten und das Ergebnis auch wieder in Form von Zahlen herausgeben. Solche Maschinen konnten wir aber erst bauen, nachdem wir uns über eines der Hauptelemente der Elektronik, über den Multivibrator, genügend Klarheit verschafft hatten. Wie so manchem Besucher unserer Ausstellung ist es

auch uns zuerst ergangen, daß wir mit leichtem inneren Unbehagen und mit aufkeimenden Zweifeln an der Gültigkeit des Gesetzes vom Perpetuum mobile das völlig lautlose Wechselschaltspiel der beiden Lampen verfolgten. Vom Staunen gingen wir aber alsdann zum bewußten Handeln über und fanden am Ende gar nichts mehr dabei, wenn es uns gelang, durch zweckvoll gewählte Form der Impulse aus zwei eingegebenen nur einen vergrößerten wiederzuerhalten. Damit war der Grundvorgang bei der elektronischen Übersetzung sichtbar geworden. Das Aufzählen von Hunderttausenden von Einzelvorgängen in Sekundenschnelle hatte damit für uns Aufregendes nicht mehr aufzuweisen.

Diese einfache, rein elektronisch arbeitende Rechenmaschine führte zwangsläufig auf ein weiteres Problem. Alle Multivibratoren besitzen ja nur die Möglichkeit zu einer alternativen Entscheidung. Das ihnen konforme Zahlensystem muß also auf der Zahl 2 aufgebaut, muß notwendig ein binäres sein. Erst nach längerem Einarbeiten in die eigentlichen Vorgänge bei den Multivibratoren gelang es uns, den Weg der Impulse so zu lenken, daß die Maschine das Ergebnis in der Form des geläufigeren dekadischen Zählsystems herausgab. Das Resultat unseres auch handwerklichen Bemühens konnten wir beim Fest in der Gestalt eines sogenannten dekadischen Zählers vorlegen. Seine Zählgeschwindigkeit ist zwar mit 500 Impulsen pro Sekunde eine relativ geringe, doch das Bauprinzip gestattet uns leicht, durch Aneinanderreihung ähnlicher Einheiten diese Geschwindigkeit fast beliebig zu erhöhen.

Es ist wohl nicht zuviel gesagt, wenn wir behaupten, durch das Arbeiten an einem rein technischen Problem aufgezeigt zu haben, daß auch an einem altsprachlichen Gymnasium reizvolle Physik getrieben werden kann. Ich glaube aber, daß der ideelle Gewinn noch weit gewichtiger zu Buch schlägt, dem Wort und dem Begriff der Automation einen guten Teil seiner magischen, bei vielen Furcht auslösenden Nebenwirkung genommen zu haben; ich darf sogar hoffen, daß die Schüler einer heute immer weiter um sich greifenden Krankheitserscheinung gegenüber immun geworden sind: der bequemen, sich selbst aufgebenden Meinung, als könne die Technik alle Bezirke des Eigenlebens und alle Bezüge der Menschen untereinander regelnd erfassen. Es lag in der Absicht unseres Lehrganges, aufzuweisen, daß diese Umkehrung einer ursprünglich dem Wohle der Menschheit dienenden Wissenschaft zu einer bedrohlichen Dämonie nicht der Technik als solcher zugesprochen werden darf; denn es gibt keine Institution der Menschheit, keine Situation in der Geschichte, die nicht den Keim ihrer Invertierung in sich selbst trägt. Das liegt — in diesem besonderen Falle der Technik — nicht im Wesen des Technischen begründet, sondern im Wesen des Menschen.

SELKES, STUDIENRAT

Was sagt der Arzt zur «Überforderung» der Schüler

In der ärztlichen Sprechstunde erscheint eine Mutter und bittet den Arzt, ihr ein Mittel für ihren Sohn zu verschreiben, der in der Schule nicht mehr recht mitkommen kann. Die Mutter ist offensichtlich enttäuscht, als der Arzt ihr erklärt, daß es „Patentmittel“ oder „Gehirndirektnahrung“, die durch Laienreklame angepriesen werden, in Wirklichkeit nicht gibt. Im nachfolgenden Gespräch werden bittere Klagen gegen die Schule erhoben, die in ihren Anforderungen zu weit gehe und die Schüler überfordere.

Bei näherer Untersuchung kommt man zu der Feststellung, daß bei weitem nicht alle Schüler sich in gleicher Weise über eine „Überforderung“ beklagen. Vornehmlich werden in der Unter- und Mittelstufe Klagen über zu hohe Forderungen vorgetragen, während sich in der Oberstufe in weitestem Maße eine Leistungsangleichung an die Forderung der Schule vollzogen hat. Wie ist dieses Mißverhältnis zwischen schulischer Anforderung und Leistungsfähigkeit der Schüler zu erklären?

Das heutige Gymnasium kann seine Forderungen überhaupt nicht zurückstecken, wenn es seiner Verpflichtung und seinem Auftrage, die Elite des Volkes heranzubilden, gerecht werden will. Eine strenge Auslese nach einem echten Leistungsprinzip ist unvermeidbar. Bei der Verfolgung dieses Zieles stellen sich befürchtete Schwierigkeiten ein. Die Schule klagt über den motorisch unruhigen, unstillen und fahrigen, psychisch unausgeglichenen und sprunghaften Schüler, der nicht in der Lage ist, dem Unterricht zu folgen! Dieser Konzentrationsmangel findet seine Erklärung in der Dauerberieselung der Schüler einer Großstadtsschule durch akustische und optische Reize, mit denen der Jugendliche im allgemeinen schwieriger fertig wird als der Erwachsene. Es kommt zur Entwicklung einer Disharmonie des vegetativen Nervensystems auf Grund exogener Faktoren. Die Gefahren dieser Störungen gerade für den geistig Arbeitenden können wir nur ahnen, wenn wir beispielsweise hören, daß

Heinrich Heine durch das Ticken einer Uhr arbeitsunfähig wurde, Goethe ein baufälliges Nachbarhaus nur deshalb kaufte, um die lärmende Instandsetzung zu verhindern, Friedrich der Große durch die seinem Schlosse gegenüberliegende Mühle gestört wurde und Schopenhauer sich über das lästige Peitschenknallen beklagte und den Lärm als Mörder der Gedanken bezeichnete.

Die Disharmonie des vegetativen oder sympathischen, d. h. „mitleidenden“ Nervensystems führt zu einer Veränderung, ja bisweilen zu einer Umkehrung der normalen Schlafkurve. An die Stelle des „erquickenden Nachtschlafes“ tritt das „Wachsein“ bei Nacht und das „Schläfrigkeit“ bei Tag. Vegetative Störungen, wie schlechtes, d. h. verzögertes Einschlafen, geringe Schlafentiefe und häufiges Erwachen während der Nacht, sind erfahrungsgemäß konstitutionell bedingt. Während der konstitutionell nicht belastete gesunde Säugling durch exogene Faktoren (Lärm und Unruhe auf den Straßen, Radio, Lautsprecher und Schallplatten) nicht oder nur geringgradig gestört wird, zeigt der neuropathisch oder vegetativ stigmatisierte Säugling eine erhöhte Ansprechbarkeit zu einer Zeit, wo ungünstiges Milieu und Fehlerziehung überhaupt noch keine Wirkung haben können, und reagiert sympathisch gestört mit lautem Geschrei oder anhaltendem Wimmern, Stoffwechselstörungen und Erbrechen. Die konstitutionell vorhandene Disharmonie des vegetativen Nervensystems führt später beim Schüler zum Mißverhältnis zwischen den Anforderungen seitens der Schule und den Leistungen des Schülers. Die umgekehrte Schlafkurve hindert den Schüler am erfolgreichen Mitarbeiten in der Schule, denn er „schläft“ während des Unterrichts. Aufregung und Angst stellen sich ein, denn er fürchtet, den kommenden Arbeiten und Anforderungen nicht mehr gewachsen zu sein. Der Schüler fühlt sich plötzlich überfordert und versagt.

Die Eltern sollten hellhörig werden, wenn ihr Kind nach dem Kriminalfilm oder dem Fernsehen schlechter einschläft, geringere Schlafentiefe verrät und häufiger aufwacht; sie sollten die traumatisierende Wirkung der angeführten Noxen richtig erkennen und für die Beseitigung der psychosomatischen Störungen Sorge tragen. Eine harmonische Familienatmosphäre, in der beide Eltern sich ihrer erzieherischen Aufgaben wieder bewußt werden, ist für eine gesunde Relation zwischen Geist und Körper von ausschlaggebender Bedeutung. Die Fürsorge der Eltern muß wachen, wenn nicht der Beginn einer sich einschleichenden Disharmonie zwischen Leistungsfähigkeit des Schülers und Anforderungen seitens der Schule übersehen werden soll.

Abschließend möchte ich erwähnen, daß Vorverlagerung der Pubertät und Verzögerung der geistigen Reife gleichfalls Verhaltensstörungen und Versagen in der Schule verursachen oder verstärken.

Nicht die Schule überfordert also den Schüler, sondern eine täglich aufdringlicher werdende Umwelt, die unsere Jugendlichen unaufhörlich mit Reizen überflutet, die keine sinnvolle geistige Arbeit mehr ermöglichen. Wer seine Denkkraft und seine Nerven vor dem Bildschirm abnutzt, muß im Unterricht versagen. Es ist also vordringliche Aufgabe aller Verantwortlichen, das Kind vor dieser auflösenden Usurpation zu schützen. Bildungsrige Nichtdenker und zappelnde Nervenbündel vermögen einen Kinosessel, nicht aber einen Platz in einer täglich komplizierter und wissenschaftlicher werdenden Welt auszufüllen.

DR. MED. FRANZ JOHNE

Parallelen

Aus einem Brief Goethes an Zelter

Weimar, am 6. Juni 1825

Ich kann nicht schließen, ohne jener überfüllten Musik, Spontinis Oper Alcidor, nochmals zu gedenken; alles aber, mein Teuerster, ist jetzt ultra, alles transzendiert unaufhaltsam, im Denken wie im Tun. Niemand kennt sich mehr, niemand begreift das Element, worin er schwebt und wirkt, niemand den Stoff, den er bearbeitet. Von reiner Einfachheit kann die Rede nicht sein, einfältiges Zeug gibt es genug.

Junge Leute werden viel zu früh aufgeregt und dann im Zeitstrudel fortgerissen, Reichtum und Schnelligkeit ist, was die Welt bewundert und wonach jeder strebt. Eisenbahnen, Schnellposten, Dampfschiffe und alle möglichen Fazilitäten der Kommunikation sind es, worauf die gebildete Welt ausgeht, sich zu überbieten, zu überbilden und dadurch in der Mittelmäßigkeit zu verharren. Und das ist ja auch das Resultat der Allgemeinheit, daß eine mittlere Kultur gemein werde, dahin streben die Bibelgesellschaften, die Lancasterrische Lehrmethode, und was nicht alles.

Eigentlich ist es das Jahrhundert für die fähigen Köpfe, für leichtfassende, praktische Menschen, die, mit einer gewissen Gewandtheit ausgestattet, ihre Superiorität über die Menge fühlen, wenn sie gleich selbst nicht zum Höchsten begabt sind. Laß uns soviel als möglich an der Gesinnung halten, in der wir herankamen; wir werden, mit vielleicht noch wenigen, die Letzten sein einer Epoche, die sobald nicht wiederkehrt. Und so allem Guten und Echten empfohlen!

treu beharrlich Goethe.

Il faut des rites . . .

*Aus
der
Abschieds-
rede
der
Abiturientia
1960*

... Nur der Mensch, der in sich selbst gefestigt ist und auf sich selbst vertrauen kann, ist imstande, Schicksalsschläge zu ertragen und anderen Menschen einen Halt zu geben. Er schafft sich in sich selbst eine Heimstätte und strahlt so Ruhe und Sicherheit auf eine unruhige und sicherheitsbedürftige Umgebung aus.

Vielen modernen Menschen erscheint ihr Leben unausgefüllt und leer; sie vermögen ihm keinen echten Inhalt zu geben. Besonders die heute heranwachsende Jugend, zu der wir ja selbst gehören, lebt oft richtungslos und erliegt vielfach öder Langeweile. Sie sucht die Gemeinschaft, scheut aber verbindliche Verpflichtungen. Woran liegt das? Es sind heute keine echten Leitbilder vorhanden, es fehlen in der Gemeinschaft Persönlichkeiten, die ihre Partner zu echten Zielen mitreißen. Wahrscheinlich wäre es zuviel verlangt, von uns Jüngeren schon eine letzte Stabilität zu erwarten. Es muß uns aber klar sein, daß wir gerade in der heutigen Zeit, in der die Masse den Menschen als Individuum zu erdrücken scheint, die Verantwortung, ja die Pflicht haben, im Gegensatz zum Massenmenschen Persönlichkeiten zu werden und heranzuziehen.

Am Anfang aller sinnvollen Aufbauarbeit steht die illusionslose und ehrliche Selbsterkenntnis. Dieses „Sich selbst erforschen“ hat schon die Antike dem Menschen zur Aufgabe gestellt; die Inschrift am Apollotempel in Delphi zeugt davon.

Die Forderung „Erkenne dich selbst“ richtet sich an jeden einzelnen von uns; sie verlangt Objektivität. Jeder muß sich selbst den Spiegel vorhalten und sein Abbild sachlich, ohne falsche Eigenliebe, betrachten und werten. Nicht die Flucht in Selbstmitleid und Entschuldigung, sondern nur die ungetrübte Sicht und die daraus folgende Einsicht bewirken, daß der Mensch zu sich selbst kommen und zu sich selbst stehen kann.

Man darf jedoch der ausgeprägten Persönlichkeit, so hoch man ihren Wert schätzt, keine Ausnahmesituation einräumen. Ein individuelles Eigenleben und die persönliche Freiheit müssen dort eingeschränkt werden, wo die allgemeine Ordnung, der Kosmos, gefährdet ist. Selbst ein überragender Geist muß sich in ein sinnvolles Ganzes einordnen; die Gemeinschaft kann ihm keine Sonderrechte zugestehen. Die Antike hat das erkannt; ein demokratischer Staat gibt uns ein Beispiel: Die Athener verbannen Alkibiades, ihren fähigsten Feldherrn, obwohl sie sich mit Sparta im Krieg befinden. Sie fürchten, er könnte ihre Gemeinschaft zerstören und sie ihrer Freiheit berauben. — Auch

Achill, den die Griechen als ihren tapfersten Mann anerkennen, hat keine echte Möglichkeit, Agamemnon, den gewählten Führer, zu verdrängen. Er, der große Held, der Sohn einer Göttin, muß sich unterordnen und den ihm zugewiesenen Platz einnehmen. Die Griechen verlangen auch von den Besten die Einordnung in ein Ganzes und eine maßvolle Haltung.

Dieses Maßhalten ist eine der wesentlichen Anforderungen, die an den Menschen gestellt werden. Jeder, der gegen dieses Gesetz verstößt, der Göttern oder Menschen gegenüber maßlos ist, macht sich der Hybris schuldig und wird bestraft.

Der Mensch ist als einziges Wesen nicht fixiert. Er muß sich in jedem Augenblick seiner Existenz um die Ordnung bemühen. Eduard Spranger hat einmal gesagt, es sei erschütternd, wie wenig die Natur getan habe, uns einen festen Halt auf den Weg mitzugeben. Aber dieses ständige Ringen um Fixierung und Stabilität hat auch etwas Tröstendes. In Saint-Exupéry's modernem Märchen vom kleinen Prinzen verrät der Fuchs dem kleinen Wahrheitssucher ein Geheimnis: Zähmen bedeutet letztlich „sich vertraut machen“. Was uns aber vertraut ist, tritt aus dem Schatten des Anonymen und Gleichgültigen heraus und wird „einzig für uns“. So ist das Glück selbst an Ordnungen gebunden. „Es muß feste Bräuche geben.“ Und wir können von dieser Schule nichts Rühmenderes sagen, als daß sie uns die Augen geöffnet hat für den Sinn und den Wert eines beherrschten Lebens!

HORST KLÖNNE, O 1 b

Das Landfermann- Jubiläum 1959 im Echo des Rundfunks

Die Redaktion der Sendung »ZWISCHEN RHEIN UND WESER« erlaubte uns liebenswürdigerweise den Abdruck eines Auszugs aus einer Sendung, in der sich Herr Detlef Sprickmann Kerkerink vom Publizistischen Institut der Freien Universität Berlin mit den Zielsetzungen unserer Schule auseinandersetzt. Dem Westdeutschen Rundfunk und Herrn Sprickmann Kerkerink sei an dieser Stelle noch einmal für ihre Aufmerksamkeit und ihr entgegenkommen gedankt.

Abiturientia 1960

Klassenleiter: Studienrat Fries

O 1 a	Herbert Baumann	Physiker
	Raoul Bongartz	Arzt
	Friedrich Bordemann	Ingenieur
	Klaus Broicher	Arzt
	Heiner Endemann	Jurist
	Jochen Engelen	Philologe
	Peter Feldhaus	Jurist
	Karl-Friedrich Finkemeyer	Physiker
	Georg Ganescu	Arzt
	Karl Görres	Philologe
	Jürgen Grau	Philologe
	Tilo Grüttner	Philologe
	Reimar Hennig	Ingenieur
	Helmut Heveling	Ingenieur
	Klaus Hühn	Ingenieur
	Manfred Johné	Arzt
	Hans-Friedrich Klein	Chemiker
	Hans-Joachim Rothe	Arzt
	Hartmut Schneider	Philologe

Klassenleiter: Studienrat Dr. Hoffmann

O 1 b	Klaus Hannen	Ingenieur
	Josef Hornung	Lehrer
	Klaus Günther	Ingenieur
	Horst Klönne	Jurist
	Reinhard Koslowski	Ingenieur
	Gert Krüger	Jurist
	Winfried Lahme	Offizier
	Wolfgang Morawietz	Jurist
	Karl-Gerd Morgenstern	Ingenieur
	Rolf Pilgrim	Arzt
	Wilfried Scheffler	Geologe
	Rainer Schmidt-Ruthenbeck	Kaufmann
	Manfred Schubert	Ingenieur
	Axel Schultz	Ingenieur
	Christian Sonntag	Redakteur
	Kurt-Udo Tiedjen	Arzt
	Hans-Georg Tölken	Kaufmann
	Hans Trippelsdorf	Philologe

„Es gibt auch eine unmittelbare Einübung zu der speziellsten Lebenstätigkeit des einzelnen. Solche Einübung ist unerlässlich und hochloblich, wenn sie an eine freie allgemeine Bildung zu rechter Zeit sich anschließt, aber unheilvoll und verderblich, wenn sie dieselbe überspringen oder gar an deren Stelle sich setzen und die allgemeine Entwicklung des Geistes und Gemütes als überflüssig verdrängen will ... , aber zu jener übereilenden Verpfuschung der Jugend wird diese Anstalt, das hoffen wir, nie sich erniedrigen.“

Diese Worte sprach der Mann, nach dem das Duisburger Landfermannngymnasium benannt ist, Direktor Dr. Dietrich Landfermann, vor immerhin 124 Jahren, als noch niemand an ein Zeitalter der Technik im heutigen Sinne dachte. Und wenn diese Worte am Anfang eines Berichts über das 400jährige Jubiläum dieses Duisburger Gymnasiums stehen, dann hat das seinen gewichtigen Grund. 400 Jahre hindurch blieb die Schule dieser Einsicht treu, von der Gründung bis heute bestimmen zwei Grundsätze die Arbeit dieser Bildungsstätte: die der Antike und des Christentums. Immer wieder sahen sich die Lehrkräfte des Landfermannngymnasiums vor die Frage gestellt, ihr humanistisches Gymnasium dem Zug der Zeit anzupassen und an die Stelle der klassischen humanistischen Bildung die mathematisch-naturwissenschaftliche oder rein neusprachliche Ausbildung zu setzen. Mit Erfolg wandte man sich seitens des Landfermannngymnasiums gegen derartige Bestrebungen. Oft kritisiert und oft gelobt, sieht man am Landfermannngymnasium weiterhin die Kenntnis der Antike und ihrer wichtigsten Sprache, des Griechischen, als die wesentliche Voraussetzung für eine gute Allgemeinbildung an.

An diesem Wochenende nun kann das Landfermannngymnasium auf 400 Jahre seines Bestehens als humanistisches Gymnasium zurückblicken. Gewiß, ein schönes Jubiläum, wenn man bedenkt, wieviel wertvolle Bildungsarbeit in dieser Zeit geleistet wurde. Aber man sollte dieses Jubiläum zum Anlaß nehmen, um die ganze Bedeutung dieser Schule aufzuzeigen, eine Bedeutung, die nicht erst im Jahre 1559 mit der Gründung des „Novum linguarum et philosophiae Gymnasium“, sondern laut Urkunden schon im Jahre 1280 beginnt.

Die wechselvolle Geschichte der Schule brachte acht Namensänderungen mit sich, von der ersten Schola Duisburgensis über das Stiftische und Königliche bis zum heutigen Landfermannngymnasium, um nur einige der Namen zu nennen. Im Gegensatz zu manchen, vielleicht noch älteren Schulen wurde die Bildungsarbeit in den nahezu 700 Jahren seit der ersten urkundlichen Erwähnung nie unterbrochen. Heute nun ist das Gymnasium in weitesten Kreisen der Bevölkerung und auch der Industrie als eine der selten gewordenen rein altsprachlichen Schulen angesehen und geschätzt.

Dieses Wochenende steht ganz im Zeichen des Jubiläums. Von nah und fern kamen die ehemaligen Schüler zu den Festlichkeiten ihrer alten Penne. Mit Gottesdiensten beider Konfessionen begannen die Festtage gestern morgen. Heute, am Vormittag, versammelte sich die Prominenz im Duisburger Stadttheater zu einem Festakt, der Abend ist dem geselligen Beisammensein vorbehalten. Einen besonders beachtenswerten Beitrag zu den Jubiläumsfeierlichkeiten liefert die Schulspielschar mit einer Aufführung der „Eumeniden“ von Aischylos.

Man weiß nur zu gut, wie häufig heute die Antike als Schlüssel guter Allgemeinbildung verkannt wird. Gerade darum mag auch dieser Duisburger Schüleraufführung einiger Wert beigemessen werden, als einem Bekenntnis zur allumfassenden humanistischen Bildung im Zeitalter der Spezialisierung.

Mitteilungen des Landfermannbundes

Es ist bedauerlich, mit einem Hinweis auf die traurige Finanzlage unseres Bundes beginnen zu müssen, zumal sich solche Hinweise schon seit einiger Zeit wie ein roter Faden durch fast alle unsere Rundbriefe und Mitteilungen ziehen. Von den 686 Mitgliedern unseres Bundes haben 496, also ungefähr drei Viertel, ihren Beitrag für 1960 noch nicht entrichtet. Einige und nicht einmal wenige sind sogar mehrere Jahre im Verzug. Rückständen von sage und schreibe 6000 DM steht ein Guthaben von nur 1960 DM gegenüber, von dem die Druckkosten für diese unsere Informationen einschließlich des Versandes noch abzuziehen sind. Ein Betrag in der Höhe, wie er uns im Augenblick zur Verfügung steht, ist zu gering, um eine Zeitschrift wie diese und dazu noch gesellschaftliche Veranstaltungen zu finanzieren. Wir bitten darum alle säumigen Mitglieder dringend, die beigefügten Zahlkarten zu benutzen und bald ihren Beitrag zu entrichten. Diejenigen, die mehrere Jahre im Rückstand sind, mögen sich selbst einschätzen und unserem Kassenwart die mühselige Arbeit des Nachsuchens für jeden einzelnen ersparen. Die Höhe des Beitrages beträgt im allgemeinen 6 DM, für Mitglieder, die noch in der Ausbildung stehen, 3 DM. Neben dem Postscheckkonto Essen 127 41 (siehe Zahlkarte) besteht für die Mitglieder, die die Banküberweisung vorziehen, ein Girokonto bei der Stadtparkasse Duisburg mit der Nummer 4249.

Wir bitten also die Säumigen noch einmal inständig um die Zahlung ihrer Beiträge. Den treuen Mitgliedern aber sei an dieser Stelle für ihre pünktliche Überweisung herzlich gedankt!

Aus dem Leben der Schule

WIR BEGLÜCKWÜNSCHEN Herrn Oberstudien-
direktor Dr. Kock, den früheren Leiter dieser An-
stalt, zur Verleihung des Bundesverdienstkreuzes, das
ihm von Herrn Regierungsdirektor Dr. Haverkamp
für seine vorbildliche Arbeit am Abendgymnasium
überreicht wurde.

DANK SAGEN WIR Herrn Studienrat Oelle-
rich, der als bisheriger Schriftführer des Landfer-
mannbundes und Herausgeber der „Informationen“
nach den Wirren des Krieges die Familie der Ehe-
maligen umsichtig und feinfühlig um unsere Schule
sammelte, Kontakte verstärkte und so die breite
Grundlage sicherte, auf der wir weiterbauen dürfen.
Das würdige Totenbuch ist eine eminent humane
Leistung.

BESONDERER DANK gebührt auch Herrn Dr. med.
Franz Johne, der als langjähriger Vorsitzender der
Schulpflegschaftsversammlung unsere Schule in einem
Umfang beriet, unterstützte und bei schwierigen Ver-
handlungen erfolgreich vertrat, der kaum abgemessen
werden kann. Das großartige Gelingen unseres Jubi-
läums ist wesentlich seiner zupackenden, keine Mühen
und Opfer scheuenden Aktivität zu danken.

Empfang der Priesterweihe

Kaplan Wilhelm Lepping (1952) am 11. 2. 1956

Kaplan Bernhard Mulhaupt (1950) am 2. 2. 1959

Wir gratulieren zur Vermählung

Wolfhard Engel (1953) und Frau Erika geb. Quack, 30. 7. 1960

Jochen Reuter (1955) und Frau Eleonore geb. von Alt-Stutterheim,
15. 6. 1960

Herausgeber: Landfermann-Bund e. V. Duisburg
Schriftführer des Landfermann-Bundes: Studienrat Strauß
Redaktion: Dr. Hoffmann

Federzeichnungen: Christoph Hacker, O 1

Gesamtherstellung: Carl Lange Verlag, Duisburg

WIR TRAUERN UM Herrn Richard Keller, ehe-
maliger Lehrer an der Vorschule des Gymnasiums,
geboren 17. Juli 1877, gestorben 15. Mai 1958, und
Herrn Dr. Georg Zilliken, Studienrat i. R., ge-
boren 8. Dezember 1882, gestorben 14. März 1958,
dessen Wirken Dr. Krükel in einem lateinischen Nach-
ruf würdigt: „Sic Georgius Zilliken insuper quoque
diligentia, religione, veritate, amabilitate, imprimis
autem doctrina et pietate inter omnes semper eminent.“

Am 16. März 1959 verstarb Herr Studienrat i. R.
Franz Laumanns, geboren 22. August 1887, am
18. April 1960 riß ein Autounfall Herrn Pfarrer
Dieter Schneider, geboren 20. April 1927, aus
einem eigentlich erst begonnenen Leben hinein in den
Bereich, den zu künden er nicht müde wurde. Beide
Lehrer wirkten wesentlich durch ihre menschliche Sub-
stanz, die alle künstlichen „Laufbahnen“ wirkungs-
mächtig durchschloß und überwölbte: während Herr
Laumanns im Krieg und den schwierigen Nachkriegs-
jahren in unermüdlichem persönlichem Einsatz die
ihm anvertrauten Jugendlichen geduldig vor schweren
Schäden und empfindlichen Störungen bewahrte, brach
Herr Pfarrer Schneider schonungslos die sich in einer
Welt des Wohllebens rasch bildenden Mauern der
dummen Selbstzufriedenheit und Selbsttäuschung nie-
der und stellte Christus in seiner Totalität in die Mitte
seines und unseres Lebens. Wir werden sie nicht ver-
gessen.

	geboren	gestorben
Prof. Dr. med. Max Budde	(1901) 5. 6. 1882	21. 7. 1958
Pfarrer i. R. Heinrich Holstein	(1906) 30. 4. 1886	8. 11. 1958
Dr. med. Bernhard Spangenberg	(1925) 9. 7. 1906	8. 12. 1958
Dr. med. Ewald Silberg	(1912) 6. 7. 1892	22. 12. 1958
Prof. P. Leo Ueding S.J.	(1913) 5. 12. 1893	8. 5. 1959
Pfarrer i. R. Alfred Haarbeck	(1908) 15. 10. 1889	11. 8. 1959
Dr. phil. Josef Schnippenkötter	(1905) 19. 4. 1886	20. 6. 1959
Leitender Regierungsdirektor i. R.		
Dr. med. Hermann Bartsch	(1911) 14. 9. 1892	7. 7. 1959
Friedrich Karl Rottmann, Fabrikant	(1923) 15. 10. 1904	21. 2. 1960
Dr. med. Ulrich Napp (Schüler 1940-43)	26. 5. 1930	26. 3. 1960
Dr. Hans Krieger	(1905) 18. 5. 1887	8. 5. 1960
Oberstudiendirektor i. R.		